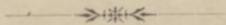


Mühlradt zoman

Die

ev. Gemeinde Grünthal

per Frankenselde W.-Pr.



Ein kleines Bild der Nothstände der Diaspora der
Tuchler Haide und zugleich ein herzlicher Bittruf an
die evangelischen Glaubensgenossen Deutschlands.

Motto:

Lasset uns Gutes thun an jedermann,
allermeist aber an des Glaubens-Genossen.



Damig 1904 Krefmann

 Lesen Sie, bitte, bitte, dieses Büchlein und
Sie werden sich der Beihilfe nicht verschließen können.
Viel Wenig machen ein Viel!

Als die Unbekannten und doch be-
kannt; als die Sterbenden und siehe, wir
leben; als die Gezüchtigten und doch nicht
ertötet; als die Traurigen, aber alle Zeit
fröhlich; als die Armen, aber die doch
viele reich machen; als die nichts inne
haben und doch alles haben.

2 Kor. 6, 9 und 10.



W. 501/78

Ev. Diasporagemeinde Grünthal.

Grünthal b. Frankensfelde W./Pr.,
im Mai 1899.

Im Vertrauen auf Ihre christliche Mildthätigkeit und treue evangelische Gesinnung erlaube ich mir in Anbetracht der großen, dringend baldige Abhilfe erheischenden Noth meiner armen Diasporagemeinde folgende herzliche Bitte an Euer
..... zu richten:

Die Vikariatsgemeinde Grünthal, Juni 1893 gegründet aus Abzweigungen der Kirchspiele Neu-Paleschen und Bordschow, auf den letzten Ausläufern der Tuchler Haide liegend, gehört zu den ärmsten, der Hilfe der Gustav-Adolf-Vereins-Freunde bedürftigsten Gemeinden der westpreussischen Diaspora.

Will der geneigte Leser genau wissen, wo dieser Ort liegt, so scheue er nicht, mit mir im Geiste einen kurzen Ausflug nach dieser berühmten Gegend Deutschlands zu machen. Fährt man mit dem Dampfroß von Deutschlands Kaiserstadt nach Preußens alter Krönungsstadt, Königsberg, so bemerkt man bei einem Blicke aus dem Fenster des dahinjauenden Zuges, daß der Boden hinter Konitz immer schlechter, sandiger, die Gegend immer öder wird; bald umgiebt uns ein einförmiger Kiefernwald, dessen unbeästete Stämme, riesigen Schachtelhalmen nicht unähnlich, an uns vorbeizueilen scheinen. Wir befinden uns in der Tuchler Haide, welche ein Gebiet von ungefähr 40 Quadratmeilen umfaßt. Auf der Bahnstation Frankensfelde steigen wir aus, um von dort auf dem Wege nach dem etwa eine Meile entfernten Grünthal zu fahren. Es ist mittlerweile Abend geworden. Auf dem Bahnhofe werden wir von dem schönen elektrischen Lichte überrascht, das von sechs Bogenlampen einer dem Bahnhofe unmittelbar benachbarten Leistenfabrik ausgestrahlt wird und in diese von der Kultur noch so wenig belebte Gegend wenig hineinzupassen scheint. Wir brauchen uns über diese Fabrikanlage wenig zu wundern, ist doch die Holzindustrie der Tuchler Haide hochentwickelt, die aus dem sehr gesuchten zähen und kernigen Haideholz fabricirten Gold-

leihen gehen in die entferntesten überseeischen Länder und der Schatz von Persien ahnt wohl, wenn er die prachtvollen Goldrahmen seiner Gemälde betrachtet, am wenigsten, daß das Holz dazu in einer der ärmsten Gegenden Deutschlands gewachsen ist. Wir besteigen den mit einem kleinen mageren Pferdchen bespannten höchst primitiven Wagen, Die Fahrt geht nur langsam vor sich. Mühsam schleppt sich unser Köhlein weiter auf der breiten sandigen, theilweise von Nadelwald unrahnten Fahrstraße. Die Räder „mahlen“ im Sande, der polnische Kutscher peitscht auf das arme Pferdchen, das sich dann auch wirklich in einen gelinden Trab setzt, freilich um bald wieder in den gewohnten Schritt zu fallen. Wir müssen sehr aufpassen, daß wir nicht von dem fast baumlosen und deshalb bei der beginnenden Dunkelheit nur schwer zu erkennenden Wege abkommen. Unterwegs begegnen wir auf der Fahrstraße keinem Menschen, kann man doch in dieser menschenarmen Gegend meilenweite Spaziergänge machen, ohne eines menschlichen Wesens gewahr zu werden. Jetzt fahren wir durch ein Dörfchen, dessen schmuckvollstes Haus der von Holzfuhrwerken wie von einer Wagenburg umgebene Krug ist, aus dem laut gesprochene polnische Laute herauschallen. Einige Kinder spielen noch auf der Straße und begrüßen uns mit dem durchaus nicht mit der Tageszeit übereinstimmenden, mit polnischem Accent gesprochenen und deshalb für uns fast unverständlichen Gruß: „Gute Morje“, wohl weil derselbe für die polnische Zunge am leichtesten auszusprechen ist. Bald sehen wir auch die nie fehlende, diesmal unsere ästhetischen Gefühle nicht beleidigende Bajamanka, vor der unser polnischer Kutscher ehrfurchtsvoll die Mütze zieht. Doch dem Pferdchen ist die Last zu schwer, es bleibt stehen und ist nicht von der Stelle zu bewegen, so daß wir nolens volens den übrigen Theil des Weges zu Fuß zurücklegen müssen. Es dauert nicht lange, und wir haben das Dörfchen Grünthal erreicht, müssen aber wegen des einbrechenden Abends von einer genaueren Besichtigung Abstand nehmen. Am nächsten Tage sehen wir uns die kleine Ortschaft genauer an und lassen uns von dem dort schon mehrere Jahre amtirenden und deshalb mit den Ortsverhältnissen genau vertrauten Ortsgeistlichen nähere Auskunft geben. Der anheimelnde Name „Grünthal“ möge nicht in dem freundlichen Leser die Vorstellung eines in üppigem Grün liegenden, vielleicht von einem Nächstlein durchzogenen idyllischen Dörfleins, dessen Häuser von schmucken Gärten umgeben sind, erwecken, wir müssen leider die traurige Thatsache vermelden, daß dieser Ort seine Bezeichnung *lucus a non lucendo* führt. Wohl liegt Grünthal (früher *Bloczysm*), aus einem größeren Grundstück durch Parcellirungen erst neuerdings entstanden, in einer Bodensenkung, so daß man seiner erst gewahr wird, wenn man dicht davor steht, aber von grünen Bergen und Thälern ist nichts zu sehen, da man erst in den

letzten Jahren den mühsamen Versuch gemacht hat, die sandigen Anhöhen der landschaftlich traurigen Umgebung stellenweise zu beackern, wie man überhaupt bei der Verdeutschung der ursprünglich polnischen Ortsnamen die Armseligkeit der Dörfer durch wohlklingende, leider mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmende Benennungen zu verdecken suchte. So führt ein anderes, Grünthal benachbartes Dörflein den stolzen Namen Königswalde.

Der Boden, so belehrt uns in ausführlicher Rede unser Ortsgeistliche, ist der denkbar ungünstigste und zum Ackerbau fast garnicht geeignet. Das Klima ist der Landwirthschaft ebenfalls feindlich, da früher Eintritt und lange Dauer des Winters, häufige Spätfröste im Mai und Juni, welche die Ernte gewöhnlich vernichten, plötzliche Temperatursprünge, die besonders hervortretenden Erscheinungen der hiesigen Witterung sind. Es kommt vor, daß selbst die Kartoffeln einfrieren. Deshalb wird Ackerbau in dem von der Forst nur 10 Minuten liegenden, denselben öden Waldboden besitzenden, 200 Seelen zählenden Dörfchen Grünthal nur von einem Bruchtheile der Einwohnerschaft getrieben. Der größte Besitzer hat nur zwei kleine Pferde, mit denen er sein aus 100 Morgen mageren, zum kleinsten Theile fleefähigen Bodens bestehendes Grundstück bestellt und dieser wird im Unterschiede von seinem ärmeren Namensvetter von den Bewohnern des Dorfes „der Reiche“ genannt. Die Pferde, welche hier durchschnittlich nur 30 Mark, manchmal nur 13 Mark kosten, aber dafür auch nicht selten am Pfluge krepiren, erregen wegen ihrer Jammergestalt das Mitleid jedes Thierfreundes. Es werden hier nur Roggen, der bei den herrschenden Frühjahrsfrösten und dem dürftigen Boden selten einen reicheren Körnerertrag als die Ausfaat oder höchstens das zweite Korn bringt, und Kartoffeln, die Hauptnahrung der Bewohner, gebaut. Sie sind gewöhnlich nicht größer als Walnüsse, mitunter aber so groß als Haselnüsse. Eine eigroße Kartoffel wird von manchen als Riesenkartoffel betrachtet. Und eine solche Ernte bringender Boden wird als Speckboden angesehen, giebt es doch hier kilometerweite Strecken fußtiefen Sandes, auf denen nicht einmal eine elende verkrüppelte Kiefer ihr genügsames Dasein fristen kann. Man wird bei dem Anblick dieser öden Ländereien an die Wüste Sahara erinnert. Wir folgen dem bei diesen Worten ausgestreckten Arm unseres Mentors mit unseren Blicken und sehen eine weite, blendend gelbe Fläche, auf der ewiger Sonnenschein zu liegen scheint. Und dabei führt diese Landschaft den Namen „Blumfelde“. Wehe dem des Weges nicht ganz kundigen Wanderer, der von der Dunkelheit oder vom Schneegestöber überrascht wird! Da die Wege meistentheils bannlos und nicht ausgefahren oder durch häufig umgefallene Holzpfähle oder durch Steine gekennzeichnet sind, die Ansiedelungen aber oft halbe Meilen weit von einander liegen, so wird er lange in der Irre umhergehen

müssen. Wie schlecht häufig die Wege in dieser Gegend sind, davon zeichnet ein treffendes Bild ein ehemaliger Pfarrer von Neu-Paleschen, der Muttergemeinde Grünthals, der zur Abhaltung mehrerer vor dem Vorhandensein des jetzigen Schulgebäudes in einem hiesigen Privatzimmer stattgefundenen Gottesdienste von dort hierher herübergekommen war. Er berichtet an den Gustav-Adolf-Verein zu Danzig: — es seien zugleich auch seine die Beschwerlichkeit der in engen Räumen abgehaltenen Andachten ergreifend schildernde Worte mit angeführt: — „Die Ortsandachten in Bloczisko (Grünthal) halte ich in der größten der kleinen Bauernstuben ab. Die Luft ist bei den überfüllten Räumlichkeiten natürlich so heiß und verdorben, daß die Brust nur mit Mühe Athem holt und dann, wenn ich mich 2 bis 3 Stunden lang in dieser Atmosphäre heiß gesprochen habe, muß ich über 2 Meilen zurückreisen, oft unter den heftigsten Schneefürmen, bei denen alsdann nur mit Mühe der rechte Weg zu finden ist, da nur schmale, nicht mit Bäumen ausgelegte Wege dorthin führen, die dann vollständig mit Schnee zugeweht sind, so daß ich schon einige Male vom Wege abgekommen, ja auch schon mit dem Schlitten umgestürzt bin.“ Obstbäume giebt es mit Ausnahme einiger Kirsch- und Pflaumenbäume hier nicht, und es dürfte in dieser Gegend Kinder geben, die eine Birne oder einen Apfel in ihrem Leben noch nicht gesehen, geschweige denn gegessen haben.

Die Nahrung ist demgemäß auch erbärmlich. Fleisch wird hier fast garnicht und nur an den großen Festtagen, und zwar auch nur von den Bemitteltesten genossen. Zur Winterszeit lassen sich die Leute ganze Tonnen von den billigen, frischen Heringen kommen, die dann monatelang mit den Kartoffeln ihre einzige Nahrung bilden. Es ist noch nicht zu lange her, daß manche Leute sich statt der ihnen zu theuren Heringe vom Gastwirth Heringssake geben ließen, um ihr frugales Mahl damit schmackhafter zu machen.

Die Armuth ist hier fast unbeschreiblich; wären nicht die großen königlichen Forsten da, die den im Walde beschäftigten Leuten billiges Brennholz, Verdienst durch Holzfällen und Fahren, durch Beeren- und Pilze-Sammeln u. s. w. gewähren, dieser Theil der Tuchler Haide würde von den Einwohnern verlassen werden müssen, wie man sich auch hieselbst vor 30 Jahre wirklich ernsthaft mit dem Gedanken trug, die öden Ländereien von Grünthal und Umgegend zur Aufforftung an den Fiskus für ein billiges Geld zu verkaufen und nach einem andern Orte zu ziehen, lediglich aus Furcht, man könnte zu dem damals projektierten Bau eines neuen Schulhauses mit Beiträgen, welche die geringe Steuerkraft des Ortes überschreiten könnten, von der Regierung herangezogen werden.

Zur Frühjahrszeit sind die Bahnhöfe in hiesiger Gegend von Männern, Frauen, jungen Burschen und Mädchen, ja selbst

schulpflichtigen Kindern überschwemmt, die in entferntere Gegenden, nach Sachsen, Pommern, Schleswig-Holstein ziehen, um lohnende Arbeit zu suchen. Im Sommer stehen ganze Häuserreihen leer, da die Zusassen derselben mit Sack und Pack fortgezogen sind. Man sieht dann nur ganz alte Frauen, alte Männer und kleine Kinder, da alles, was nur einigermaßen noch arbeiten kann, verschwindet. Deshalb ist der Diensthotenmangel hier so besonders groß, der Kontraktbruch von Seiten derselben so häufig, da, wenn man überhaupt einen Dienst antritt, man dies nur thut, um den Winter über ernährt zu werden. Man liebt zu sehr das ungebundene, aufsichtslose Leben in der Fremde. Im Spätherbste, manchmal erst kurz vor Weihnachten, kehren die Sachseingänger mit reichlichem Verdienste, aber auch nicht selten sittlich verdorben, in die Heimath zurück, um den Winter hindurch größtentheils dem Müßig gange zu fröhnen und das verdiente Geld zu verzehren. Die große Armuth und die daraus entspringende sittliche Noth schildert anschaulich ein Bericht des vorher erwähnten Geistlichen an den Danziger Gustav-Adolf-Verein. Er schreibt: „Mit den in Grünthal (poln. Ploczisko) abgehaltenen Gottesdiensten verband ich seelsorgerische Besuche bei den einzelnen Familien, wo sich ebensoviel innere als äußere Noth dem Auge darbot, so z. B. fand ich in einer nichts weniger als großen Stube vier Familien zusammenwohnen, in jeder Ecke eine Familie, und neben diesem äußeren Glende alles Sündenelend, welches aus der Uebertretung des 6., 7. und 8. Gebotes fließt: Hurerei, Diebstahl, Meineid.“

Massive Häuser und Fachwerksgebäude sind, mit Ausnahme des Schul- und Bethauses in Grünthal, nicht da, man sieht hier fast überall nur strohbedeckte einstöckige Schurzbohlenhäuser, da das Holz wegen der Nähe der Forsten billig ist. Die Wohnungen sind klein niedrig und schmutzig, der Aufenthalt ist wegen der dort herrschenden schlechten Luft, die sich bei dem Mangel zu öffnender Fenster nicht erneuern kann, wie überhaupt eine reine Atmosphäre in den Zimmern ängstlich gemieden wird, ein höchst ungesund um so mehr, als der einzige Raum, den eine starke Familie bewohnt, gleichzeitig als Küche, Wohn- und Schlafzimmer benutzt wird, der aus Ziegeln bestehende Ofen heizt gleichzeitig zwei Zimmer. Die Decke desselben bilden Bretter, die über Balken gelegt, selten mit Kalk oder Lehm versehen, nur nothdürftig abgehobelt und getüncht sind. Die Fenster bestehen nur aus drei kleinen Scheiben und sind ohne Beschläge; die Thüren, aus Brettern lose durch Nägel zusammengeschlagen, hängen bisweilen nicht in eisernen Charnieren, sondern sind durch Ledersreifen mit den Thürpfosten verbunden und so niedrig, daß man selbst bei mittelmäßiger Größe sich tief bücken muß, um in die nicht viel höhere Stube zu gelangen. Die Thürschlösser sind noch einfache, im Innern der Stube be-

fündliche Stallklinken, die von außen durch eine Schnur in die Höhe gehoben werden.

Das Meublement ist äußerst einfach; es besteht aus Bettgestellen, auf denen man den die Stelle einer Matratze ver sehenden Strohsack oder bloßes Stroh erblickt, aus einem roh gearbeiteten Tisch, und, wenn es hoch kommt, auch aus einigen unpolirten Stühlen. Bilder an den Wänden sieht man nur in wenigen Familien, selten ist die Stube ordentlich geweißt, noch seltener tapezirt. Der Acker wird mit schlechtem Geräth und Zugvieh bestellt. Bisweilen sieht man Pferd und Kuh zusammen oder letztere allein den allerdings leicht zu bearbeitenden sandigen Acker bestellen, bisweilen ziehen noch Menschen die höchst primitiven Pflüge und Eggen.

Wie groß die Armuth der meisten der hiesigen Gemeindeglieder ist, zu sehen, hatte ich, als ich vor einigen Jahren am heiligen Abend die armen Leute besuchte, Gelegenheit. Die Wohnungen waren nur nothdürftig durch ganz kleine Lampen erhellt, so daß ich mich nur mit Mühe zurechtfinden konnte. Viele Kinder waren schon, obgleich es erst in der siebenten Stunde war, schlafen gegangen, nirgends brannte ein Weihnachtsbaum, obgleich die Armen umsonst oder für geringes Geld Tannenbäume aus der benachbarten Forst hätten bekommen können, aber der Preis der Lichte ist ihnen zu hoch. Viele würden überhaupt noch nie einen Christbaum gesehen haben, wenn nicht ein solcher am heiligen Abend in dem Betthause angesteckt wird.

Die ganze Gemeinde zahlt bei nur ca. 417 Mk. Einkommensteuer gegen 5000 Mk. Staats-, Kommunal-, Kirchen- und Schulsteuern, obgleich sie nur 650 Seelen zählt und größtentheils aus Waldarbeitern besteht. Es sind in meiner ganzen Gemeinde nur 3 Personen, die ein Einkommen von über 2000 Mark haben.

Die Gemeinde entbehrt, um auf die gottesdienstlichen Verhältnisse zu kommen, noch immer einer Kirche und eines Pfarrhauses, obgleich sie in allernächster Zeit selbstständig werden wird. Wenn auch nach der im Jahre 1895 mit Hilfe des Gustav-Adolf-Bereins ausgeführten Erweiterung des Schulhauses die Leute nicht mehr, wie es früher geschah, schon zwei Stunden vor der Andacht, mit Stühlen versehen, nur um einen Platz zu erhalten, nach dem Schulhause zu eilen brauchen, so ist doch der trotz alledem noch beschränkte Andachtsraum, da der hiesige Gottesdienstbesuch trotz der weiten Entfernungen und schlechten Wege andauernd ein guter ist, bei weitem nicht ausreichend. Das Schullokal ist an den Festtagen und häufig auch an den gewöhnlichen Sonntagen so gefüllt, daß die Thüren ausgehoben werden müssen und zahlreiche Andächtige in der Privatwohnung des Lehrers, manche, mitunter auch im Regen, auf der Straße stehen, um der Predigt zu lauschen. Die Luft

ist in dem niedrigen Schulzimmer bei dem großen Andränge der Gottesdienstbesucher leicht verbraucht und Ohnmachten gehören nicht zu den Seltenheiten, zumal die für Kinder berechneten Schulbänke nur unter der größten Unbequemlichkeit von Erwachsenen benutzt werden können. Unbergeßlich wird mir der erste von mir in der Grünthaler Schule abgehaltene Gottesdienst sein, wie ich mich durch die eingepferchte Schaar der Andächtigen zu dem die Stelle des Altars vertretenden Tisch hindurch drängen mußte, so daß mir der von der Noth diktirte Gedanke kam, es ebenso zu machen wie ein westpreußischer Diasporaamtsbruder, der in einem ähnlichen Falle auf einer Leiter durch das Fenster den Weg zur dichtgefüllten Schule nahm; noch immer steht mir das eigenartige Bild vor der Seele, wie ich vor mir auf ihren Feldstöcken den Oberförster und andere Forstbeamte in höchst unbequemer Haltung, manche Gottesdienstbesucher auf mitgebrachten Stühlen, neben mir auf dem Boden Kinder sitzen sah, wie das alte Harmonium mit seinen ohrenzerreißenden, nervenzerstörenden Klängen den nicht nach **einem** Takte und **einer** Melodie ausgeführten Gemeindegesang vergeblich zu tragen suchte, wie in den abendlichen Gottesdiensten die Besucher die mitgebrachten räuchernden Thranlämpchen mit ihren Phosphorstreichhölzchen unter großem Geräusch zu entzünden suchten, oder wenn das Küsterdienste ausübende Mitglied meiner Gemeinde vor Beginn des Gottesdienstes am Charfreitage auf den Schulbänken über die Köpfe der in den Bänken Sitzenden hinweg sich bewegte, um die Namen der zahlreichen Kommunikanten aufzuschreiben, was auf anderem Wege bei der drangsakvollen Enge nicht möglich war.

Durch die infolge der früheren Bittgesuche eingegangenen milden Gaben ist es mir möglich geworden, einige billige, aber erbaulich wirkende Bilder als Schmuck für die weißgetünchten Schulwände anzuschaffen. Doch fehlt noch immer das so sehnlich gewünschte Bild unseres großen Reformators Dr. M. Luther. Auch eine einfache Kanzel, welche man bis dahin vergebens suchte, ist neuerdings aufgestellt worden. Wie erfreut war ich, der ich seit über 4½ Jahre nur gelegentlich von wenigen von mir in anderen Pfarochien vertretungsweise abgehaltenen Andachten eine Kanzel habe betreten können, in meinem eigenen Bethause von einer derartigen in jedem evangelischen Gotteshause unentbehrlichen Verkündigungsstätte des göttlichen Wortes neulich zum ersten Male habe predigen können. Das frühere, äußerst reparaturbedürftige, der Aufgabe der Leitung des Gemeindegesangs bei dem Versagen mehrerer Taster durchaus nicht gewachsene, in allen möglichen und unmöglichen Harmonien sich äußernde Harmonium ist in den letzten Tagen durch eine aus einer zum Abbruch verkauften Kirche einer sich auflösenden Königsberger Mennonitengemeinde nach Grünthal herüber-

gebrachten, noch sehr gut erhaltenen Orgel zu der Gemeinde Freude erjezt worden. Doch hat der billige Kaufpreis von 375 Mk. exkl. der Aufstellungskosten noch nicht ganz abgetragen werden können.

Das Schulhaus, in dem die sonntäglichen Andachten abgehalten werden, kann nur als Nothbehelfsgebäude angesehen werden, da es bei seiner leichten und unsoliden Fachwerksbauart nach Urtheil von Sachverständigen höchstens 10—15 Jahre stehen wird.

Ich will über die häufigen Störungen des Gottesdienstes, welche eine Folge davon sind, daß die Lehrerwohnung dem Andachtsraum unmittelbar benachbart ist, nicht weiter klagen, aber jedenfalls ist es die Andacht beeinträchtigend, wenn aus der Lehrerstube — und wir haben hier immer nur jung verheirathete Lehrer, da es selten einer von ihnen länger als zwei Jahre hier ansieht — Kleinkindergeschrei ertönt und man die leider häufig vergeblichen Bemühungen der Mutter hört, das schreikräftige Kind zu beruhigen, oder wenn der Geruch der in der benachbarten Küche für das Mittagessen bereiteten Sonntagspeisen das Andachtslokal durchzieht. Streitigkeiten zwischen Schul- und Kirchen-Gemeinde sind wegen des gemeinsamen Besitzstandes fast unvermeidlich und auch schon thatsächlich vorgekommen. Letztere muß als der nur geduldete Theil ersterer in jeder Beziehung nachstehen. In demselben Raume, in dem evangelische Christen Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, empfangen polnisch-katholische Kinder ihren konfessionellen Religionsunterricht. Es ist vorgekommen, daß der Gottesdienst durch Anklopfen an die Fenster der dicht an der Straße liegenden Schule gestört worden ist. Auf die Dauer ist ein solcher Zustand unerträglich und der Würde evangelischer Gottesdienste zuwider. Manche Gemeindeglieder nehmen daran Anstoß und besuchen die Andachten nur selten. Wir selbst können nichts zum Bau einer Kirche oder eines von der Schule getrennten Bethauses, und möge es noch so einfach und klein sein, beitragen, denn unsere fast unbeschreibliche Armuth bindet uns trotz unseres guten Willens und der eifrigsten Anstrengungen die Hände. Wir selbst können nicht einmal die laufenden Ausgaben für Kirchenreinigung, Abendmahlzwein, Lichter, Küster- und Organistendienst u. s. w. aufbringen, fließt doch der Betrag unserer 65% der Einkommensteuer betragenden kirchlichen Umlage in die Kirchenkassen von Neu-Paleschen und Bordschow, ohne daß von dort aus zur Herstellung seelsorgerischer Bedienung etwas gethan wird, so daß der Geistliche trotz seines geringen Einkommens nicht selten die nicht ganz unerheblichen Beträge für nothwendige kirchliche Ausgaben aus seiner eigenen Tasche auslegen bezw. bestreiten muß. Und so müssen wir schon zu einer würdigen Ausgestaltung der sonntäglichen Andachten die nie versagende Hilfsbereitschaft der treuen Gustav-Adolf-Bereine und edler, mildthätiger Privatpersonen in Anspruch nehmen, auch

sind noch nicht die infolge des Erweiterungsbaues des hiesigen Schulhauses gemachten Schulden bezahlt. Wir haben bis jetzt nur eine kleine Summe zum Bau einer Kirche und so müssen wir dem so lange auf die Erfüllung unseres sehnlichsten Wunsches, die Errichtung einer würdigen und geräumigen Andachtsstätte, warten, wenn uns nicht, wie wir fest hoffen, von irgend einer Seite mit einer größeren Gabe unter die schwachen Arme gegriffen wird.

Traurig sind auch die Kirchshofsverhältnisse. Der Friedhof zu Dunaken, auf dem ein großer Theil der Verstorbenen unserer Gemeinde beerdigt wird, ist ein Gutskirchhof. Der Grundherr kann ihn jeden Augenblick schließen. Der Friedhof befindet sich bei seiner ungünstigen, fast $1\frac{1}{2}$ Kilometer von Grünthal entfernten öden Lage auf sandiger Bergeshöhe, die nur von ganz rüstigen Leuten, aber auch nur unter der größten Anstrengung, zu erklimmen ist, in verwerthlosem Zustande. Kreuze findet man darauf nur wenige, da man es früher höchstens zu einem selbstgefertigten Holzkreuz brachte. Gußeiserne oder marmorne Kreuze werden auch heute als eine Merkwürdigkeit betrachtet. Wege sind nicht angelegt, der Kirchhofszaun ist halb verfault; die Erdhügel sind verfallen und häufig fast garnicht mehr zu erkennen. Die Leichen werden auf gewöhnlichen Arbeitswagen zur letzten Ruhe gefahren. Auch ist der Kirchhof überfüllt. Leider fehlen der Gemeinde jegliche Mittel, eine zur Anlage eines neuen Kirchhofes geeignete, günstig gelegene, nicht allzu unfruchtbare Landfläche anzuschaffen. Ueberall, wohin man sieht, thut Hilfe noth.

Auch unsere alte, von einem Gemeindegliede für 3 Mk. erworbene und von demselben der Gemeinde später geschenkte Glocke mit unangenehmem Grabeston soll durch eine neue ersetzt werden. Doch auch für den Besitz einer solchen Glocke dankt die Gemeinde Gott, mußte doch in einer andern Diasporagemeinde Westpreußens das vom Pastor geblasene Waldhorn Jahre lang die Stelle der fehlenden Glocke vertreten. „Da eine Betglocke noch fehlt, so öffnet des Morgens“ (so heißt es in der von dem Vater der westpreussischen Diaspora, Herrn Oberkonsistorialrath Koch 1893 zu Stuttgart gehaltenen Ansprache) „der liebe Pastor sein Fenster und stößt in ein Waldhorn die kräftige Mahnung: „Wach auf mein Herz und singe, dem Schöpfer aller Dinge“, und wenn Abends die müden Arbeiter aus Feld und Wald heimwärts ziehen, so holt er wieder sein Waldhorn hervor: „Nun ruhen alle Wälder“ so klingt es über die einsame Flur und die Lippen und die Herzen dieser vereinsamten Brüder öffnen sich und stimmen mit ihrem Pastor in das Dankeslied, dem Herrn zum Lob und Preis“; doch jetzt ist das Waldhorn dort verstummt, da von der neu erbauten Kirche herab die Betglocke ihre Klänge mahnend, bittend, ladend in die Gemeinde sendet. Wenn auch meine Gemeinde des geschilderten Erfages der Glocke nicht bedürftig ist, so fühlt

sie doch jedesmal, was ihr noch fehlt, wenn das melodische, meilenweit hörbare Geläut der benachbarten katholischen Kirche über die einsame Haide ertönt.

Ebenso traurig wie die äußeren gottesdienstlichen Verhältnisse sind die der Wohnung des Geistlichen. Noch immer wohnt derselbe seit 4 Jahren in einer elenden Kuche, vorher der Wohnsitz eines Waldarbeiters, fast schlechter wie jeder andere Einwohner des jämmerlichen Dörfchens. Die in Gr. Konin neu eingerichteten fiskalischen Waldarbeiterwohnungen enthalten wahre Prunkgemächer im Vergleich zu den von mir bewohnten Zimmern. Die Wände des Hauses sind nur 5—7 Centimeter stark und bestehen aus einfachen Brettern, die bei ihren fingerbreiten Spalten an den Dachgiebelseiten Wind und Regen ungehinderten Zutritt lassen. Man hat das unangenehme Gefühl, als befände man sich auf der Straße, da bei den dünnen Wänden jeder Laut auf derselben in den Zimmern zu hören ist. Die kleinen, kaum 2 Meter hohen Zimmer, deren Decke man bequem mit der Hand erreichen kann, wenn man die 12 Quadratmeter großen Aufenthaltsräume mit dem stolzen Namen „Zimmer“ bezeichnen darf, sind deshalb kaum zu erheizen. Je zwei Zimmer erwärmt ein Ofen. Die 4□ Meter große Küche ist vollständig dunkel und muß auch am Tage erleuchtet werden. Die Kellerlöcher sind von den Zimmern aus durch eine Klappthüre zu erreichen. Die niedrigen Fenster sind zum größten Theile vernagelt und ohne Oeffnungsvorrichtungen, weil man hier die frische Luft scheut. Es regnet durch das Dach und durch die Zimmerdecke so sehr durch, daß es an Gefäßen mangelt, das durchströmende Wasser aufzufangen. Weder Stallungen noch Hof und Garten gehören zum Pfarrmiethshause. Es lebt deshalb der Geistliche gewissermaßen wie der Vogel auf dem Dach. Der Winter ist ebensowenig mit seiner erstarrenden Kälte, — mehr wie + 9 Grad R sind nicht zu erzielen — wie der Sommer mit seiner drückenden Hitze in diesem Holzhäuschen zu ertragen. So mußte vor fünf Jahren die durchaus nicht schwächliche oder kränkliche Frau meines Vorgängers in eisiger Winterkälte drei Tage das Bett hüten, weil der Aufenthalt außerhalb desselben nur Eskimonaturen möglich war. Um das Durchfallen des gestampften, aber rissigen Lehmstriches des Bodenraums durch die über unbehauenen Balken nicht geschlossen zusammenliegenden Bretter der Decke zu verhindern, mußte dieselbe tapezirt werden. Es ist Gefahr vorhanden, daß ein heftiger, hier so oft wütender Sturm das leichte Häuslein bei seiner freien, hohen Lage umwirft. Der Besitzer des Hauses weigert sich, die allernothwendigsten Reparaturen ausführen zu lassen. Der Bau eines Pfarrhauses ist deshalb ebenfalls dringend nothwendig.

Gütige, für den Pfarrhaus- und Kirchenbau bestimmte Beiträge bitte ich an den Danziger Gustav-Adolf-Hauptverein zu Händen des Vorstehenden, Herrn Generalsuperintendenten

D. Döbkin, Danzig, Steindamm 9, gefälligst adressiren zu wollen.

Günstiges dagegen ist über die inneren kirchlichen Verhältnisse zu berichten. Die Kirchlichkeit ist hier, wie schon angedeutet eine ausgezeichnete. Der Gottesdienstbesuch beträgt durchschnittlich 30 bis 40% der Seelenzahl, was um so höher zu veranschlagen ist, da die Entfernungen für manche Gemeindeglieder fast bis 11 Kilometer betragen, die Wege sehr schlecht und die Witterung häufig sehr ungünstig sind. Die Zahl der Kommunikanten nimmt von Jahr zu Jahr zu; während sie im Jahre 1893 nur 39% betrug, ist sie im Jahre 1896 auf 67% der Seelenzahl gestiegen.

Auch die in der Schule in Frankensfelde gehaltenen Außengottesdienste sind gut besucht. Leider reicht häufig der Andachtsraum nicht aus, so daß der Anbau eines Apsis erforderlich ist. Vorher fanden die Andachten bei dem Mangel eines anderweitigen geräumigen Zimmers in der Gaststube des Kruges zu Kaliska statt. Da habe ich in der von Branntweindunst und Cigarettenschmuck geschwängerten Atmosphäre so recht gefühlt, in welchem demüthigen Magdsgewande die evangelische Kirche der Diaspora oft einhergehen muß, und bei den vielen Störungen und der erniedrigenden äußeren Lage nur unter dem Zusammenneimen meiner Kräfte meines Amtes warten können.

In Eiß mußte ich in engen Bauernstuben sehr gut besuchte Außengottesdienste halten.

Der frühere vor der Wirksamkeit eines hiesigen Geistlichen so tiefe Stand der Sittlichkeit der Gemeinde hat sich in den letzten Jahren merklich gehoben. Namentlich segensreich wirken die fleißig benutzte Volksbibliothek, die neu eingerichtete vom Geistlichen geleitete Kolportage guter Zeitschriften, Bücher u. s. w. und die neugegründeten beiden Jungfrauenvereine, welche durch Ausföhrung von geistlichen Gesängen an Festtagen auch zur Verschönerung der Gottesdienste beitragen. Die Gründung eines Männer- und Jünglings-Vereins ist in diesen Tagen vor sich gegangen. Wie schön wäre es, wenn wir an einem geräumigen Konfirmandensaal ein geeignetes Lokal für unsere aufblühenden Vereine haben würden! Wie sehr ist derselbe vor allem meinen Konfirmanden nöthig. Da der Konfirmandenunterricht in dem hiesigen Schulzimmer nur außerhalb der Schulzeit und zwar Nachmittags von 12—2 Uhr stattfinden kann, so sind die Kinder infolge des während der Hitze zurückgelegten Weges und bei der drückenden Temperatur im Schulzimmer schlaff, und ihre Aufmerksamkeit wird auf eine harte Probe gestellt, in der heißesten Nachmittagszeit müssen sie den an und für sich wegen des tiefen Sandes beschwerlichen Heimweg zurücklegen; im Winter kommen sie aus dem Konfirmandenunterricht bei den großen Entfernungen oft erst bei Dunkelheit nach Haus, und es ist große Gefahr vorhanden, daß sie bei den baumlosen, selten von Menschen begangenen, noch seltener an einer menschlichen Wohnung

vorbeiführenden, von Schnee verwehten Wegen verirren. Wenn auch jene traurigen Zeiten seit der Stationirung eines hiesigen Geistlichen vorüber sind, in denen die Konfirmanden vor Tagesgrauen ihren fast drei Meilen weiten Weg zum nächsten Kirchdorf antraten, um dann erst nach eingetretener Dunkelheit nach Hause zurückzukehren, so daß die besorgten Eltern ihren bis zum Tode erschöpften Kindern entgegengingen, so kann den jetzigen Konfirmanden, von denen einige auch jetzt noch einen Weg bis zu 11 Kilometer zum Konfirmandenunterricht zurückzulegen haben, endgiltig geholfen werden, wenn sie ein besonderes Lokal haben, in dem sie sich zu einer ihnen passenden Zeit versammeln können.

Und noch mehr würde die Kirchlichkeit und Sittlichkeit zunehmen, wenn wir eine würdige Andachtsstätte besäßen. Ja der kirchliche Sinn ist trotz des Mangels kirchlicher Gebäude noch sehr lebendig. Wie oft haben mir die zurückgekehrten Sachseugänger geklagt, daß sie „hinter Berlin“ wohl schöne Kirchen, aber wenige Menschen darinnen gefunden hätten. Wie geordnet sind im Vergleich zu den unsrigen die äußeren kirchlichen Verhältnisse der zahlreichen Katholiken der polnischen Umgegend. In den katholischen Pfarrdörfern befinden sich große schöne Kirchen, die großen Gemeinden sind reich und mit Freuden bereit, für die Kirche das Letzte herzugeben. Es kann daher kein Wunder sein, daß die evangelisch-deutsche Minderheit sich unter der polnisch-katholischen Mehrheit unbehaglich fühlt, und deshalb ein nicht geringer Theil der ersteren sich beeilt, diese unwirthliche, armelige Gegend der Tuchler Haide zu verlassen und sich wo anders anzusiedeln, wo das Evangelium und das Deutschtum nicht so heftig mit dem allzumächtigen Polonismus und Katholizismus zu ringen braucht und wo besser für eine würdige Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse gesorgt ist. Nicht wenige von den Sachseugängern kehren nicht mehr zurück, dagegen habe ich nicht gehört, daß einer von den polnischen Sachseugängern sich in der Fremde niedergelassen hätte. So ist die Seelenzahl meiner Gemeinde um 10% im vergangenen Jahre heruntergegangen. Immer mehr deutsche Grundstücke gehen in die Hände der bedürfnis- und anspruchlosen, arbeitamen und bei den stetigen Fortschritten des übermüthigen katholischen Polonismus sich heimisch fühlenden Polen über. Hauptsächlich durch Ankauf der kleinen Neutengrundstücke suchen sie die Deutschen zu verdrängen. Vier neue katholische Schulen, welche nur von polnischen Kindern besucht werden, werden in nächster Zeit innerhalb des Vikariatsbezirkes vollendet sein, während die Zahl der evangelischen d. h. deutschen Kinder zurückgegangen ist. Der Bau einer evangelischen Kirche und eines Pfarrhauses thut dringend Noth. Denn jede evangelische Andachts- und Wohnstätte eines evangelischen Geistlichen ist nicht nur ein heiß umtobtes Bollwerk des bedrängten Evangeliums, sondern auch ein fester Stützpunkt des um seine Existenz schwer ringenden Deutschtums in des Deutschen Reiches

Ostmark, wo der mächtig vordringende Slavismus zur Zeit seine Triumphe feiert, da die Begriffe „katholisch und polnisch“ einerseits, „evangelisch und deutsch“ andererseits sich hier vollständig decken. Die Umgangssprache ist hier die polnische; wie fremd sind für einen Deutschen ihre unverständlichen Laute, so daß in ihm das schmerzliche, seine Vereinsamung so recht zum Bewußtsein bringende Gefühl entsteht, er befinde sich nicht im deutschen Vaterlande, sondern inmitten eines ganz fremden Volkes. So macht neben der religiösen Feindschaft auch der stets zunehmende und in dem letzten Jahrzehnte ganz besonders verschärfte Gegensatz, welcher zwischen den beiden Nationalitäten, der deutschen und der polnischen, besteht, und welcher namentlich bei den unsere Gegend bis ins tiefste aufregenden politischen Wahlen zum Ausdruck kommt, die Lage der an und für sich bedrängten nothleidenden Gemeinde zu einer besonders gefährdeten.

Schon erhebt in manchem Herzen Muth- und Hoffungslosigkeit ihr müdes Haupt. Wie oft werde ich gefragt: „Wann werden wir eine Kirche bekommen“ und wenn ich solche Frager auf die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins hinweise, dessen barmherzige Liebe auch uns wie so vielen anderen bedürftigen Gemeinden ein Gotteshaus errichten wird, dann begegne ich wohl einem traurigen, zweifelnden Lächeln und der hoffnungslosen Antwort: „Das werden wir wohl nicht erleben.“ Wohl ist's gewiß, daß der Herr auch ins Kämmerlein sieht, wenn wir zu ihm beten, daß er da ist, wenn auch nur zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, daß er sich suchen und finden läßt auch in der kleinsten Hütte. Aber für gemeindliche Gottesdienste und für das kirchliche Leben ist der Tempel, das Haus Gottes, nothwendig, welches äußerlich abbildet den Tempel und die Behausung Gottes im Geist, zu welcher die Gemeinde erbaut ist aus lebendigen Bausteinen in Jesu Christo, unserem Herrn.

Aber sollte wirklich der Herr nicht auch hier helfen, wie er verschiedenen Gemeinden der Umgegend in seiner Gnade und Barmherzigkeit geholfen? In der Nachbar- und Mutter-Gemeinde Neu-Paleschen hat König Karl IX., der Vater Gustav Adolfs, die von den Polen verwüstete Kirche im Anfange des 17. Jahrhunderts renovirt. Nur wenige Meilen von hier liegt das Städtchen Schöneck, in welches vor zwei Jahrhunderten, als die in Westpreußen aufblühende Saat des Evangeliums von den Jesuiten und Polen vernichtet werden sollte und leider auch in so vielen Fällen vernichtet wurde, der polnische Bischof Nekoschewitz einzog. Er bittet um die Schlüssel der Kirche, nur um für sich eine Messe zu lesen. Man giebt sie ihm auf Treu und Glauben, aber nie wurden sie zurückgegeben. „In 24 Stunden sollt Ihr Euch eine andere Kirche bauen“, so hieß der spöttische Befehl. Die Schönecker wandten sich an den Rath in Danzig, dieser ließ das Gebäude in Holz in Danzig herrichten; als Stadtsoldaten verkleidete Zimmerleute brachten

das fertige Gebäude auf vielen Wagen nach dem fünf Meilen entfernten Schöneck, und ehe eines Tages die Polen erwachten, stand das Kirchlein da, welches, ein Denkmal aus der Zeit der Noth und der Bedrängniß, bis zum Jahre 1875 die evangelische Gemeinde in seinem engen Raume versammelte, bis die Liebe der Glaubensbrüder der Gemeinde eine neue Kirche gebaut. Der Herr hat geholfen. Auch in der Nachbardiaspora-Gemeinde Hütte, in der früher dieselben beklagenswerthen kirchlichen Zustände herrschten wie bei uns, erhebt sich jetzt ein schmuckes Bethaus. In dem nur drei Meilen von hier entfernten Neu-Barföschin zog in vergangenen Jahre die Gemeinde unter Freuden gesängen aus ihrem kleinen unansehnlichen, von Balken gestützten Kirchlein, das vor 100 Jahren aus Fachwerk für 800 Thaler erbaut worden ist, dessen Abbruch vor 20 Jahren von der Behörde bereits gefordert worden ist, dessen Empore wegen der mit dem Betreten derselben verbundenen Lebensgefahr seit Jahren nicht mehr benutzt werden durften, in ein neues von der Liebe evangelischer Brüder miterbautes, schönes, geräumiges Gotteshaus. Der Herr ist auch hier mit seiner Gnadengegenwart sichtbar. Sollte es bei uns anders sein? Schon über fünf Jahre dauert der geschilderte traurige Zustand unserer äußeren kirchlichen Verhältnisse. Schon seit dem Jahre 1862 geht man mit dem Gedanken um, hier eine Kirche zu bauen. Wann wird die Stunde kommen, da auch wir mit dem Psalmisten rühmend danken können: „Dem der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich Deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in Deinem Hause wohnen, die loben Dich immerdar.“ O wie sehnt sich die auf fast 2 Quadratmeilen in 19 Ortschaften vertheilte Gemeinde, endlich einzugehen in die Vorhöfe des Herrn, um ihn würdig anzubeten in heiligem Schmuck. Das Hoffen und Harren vieler ebenso bedrängter westpreußischer Gemeinden, von denen die eine sogar in einem leer stehenden Güterschuppen in Warlubien, in dem kein Gottesdienst ohne mehrmalige Störung durch andauerndes Rangiren der Züge, Abladen der Frachtgüter u. s. w. abgehalten werden konnte, mehrere Jahre sich versammeln mußte, ist über Hoffen und Verthehen erfüllt worden. Die Gemeinde in Warlubien kann jetzt Gott dienen in einem würdigen Gotteshause. Auch der Kühlraum einer Molkerei in Czervinsk, die Andachtsstätte der dortigen Gemeinde, wird dank der Unterstützung der Glaubensgenossen, bald verlassen werden können. Weßhalb sollte auch nicht für uns die Zeit der Hilfe aus der großen Noth kommen? So schwer es uns auch fällt, uns auf diese für unsere Armuth sehr kostspielige Weise direkt an die Gustav-Adolfvereine und andere Freunde des Evangeliums zu wenden, wir müssen diesen Weg beschreiten, da die zahlreichen Uebelstände je länger je mehr empfunden werden und etwas Durchgreifendes zu deren Abhilfe geschehen muß.

Deshalb, liebe evangelische Glaubens- und Volksbrüder, tragen Sie bei zur Förderung des hiesigen evangelischen Glaubenslebens, indem Sie uns in brüderlicher Liebesgemeinschaft, wie bisher, auch weiter unterstützen. Möge unser stets im Auge behaltetes, aber leider noch so weit entferntes hehres Ziel, = Gott in einer würdigen evangelischen Andachtsstätte im Geist und in der Wahrheit anzubeten, bald durch Ihre Hilfe erreicht werden. Möge evangelisches Licht, evangelische Freiheit nicht in der so mächtigen Dunkelheit katholischer Gewissensknechtschaft erlöschen. Die Hoffnung, daß uns wie Tausenden von nothleidenden Brüdern inmitten andersgläubiger Umgebung durch die treue nie rastende Fürsorge des Gustav-Adolfvereins und der mit äußeren Glücksgütern gesegneten evangelischen Christen ein Gotteshaus erbaut werden wird und somit uns die Segnungen des Evangeliums werden erhalten bleiben, verläßt den größten Theil der Gemeinde nicht und wird nicht zu Schanden werden, liegt doch die erste, durch die Liebesarbeit des Gustav-Adolf-Vereins vor etwa 40 Jahren in Westpreußen erbaute Kirche ebenfalls in der Tuchler Haide, in Osche, zu deren Bau die Lumpensammler von Paris in theilnehmender, die Grenzen des Vaterlandes übersteigender Liebe ihre Sous gespendet haben. Wir haben ja schon oft seine nothstillende Thätigkeit erfahren, unsere Altardecke, unsere silbernen Altarleuchter, unsere herrlichen vasa sacra, die jeder großen Stadtgemeinde zur Zierde gereichen könnten, sind ja sein Geschenk, wie wir ihm überhaupt alles verdanken, was wir an gottesdienstlichen Gegenständen besitzen. Gedenken Sie der armen nothleidenden Brüder der Diaspora mit betendem Herzen und mildthätiger Hand. Der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden. Ein' feste Burg ist unser Gott. Das Reich muß uns doch bleiben.

Der Herr aber unserer theuren evangelischen Kirche wolle auch diesem Bittgesuche seinen Segen, an dem ja alles gelegen, gnädiglich verleihen, daß es viel bleibende Frucht schaffe, und die auf seine Anregung für die Gemeinde einkommenden Scherflein, mögen sie noch so **klein** sein, — *ὅσας ὀλίγησιν φιλήσῃ* — wenn sie nur aus gutem Herzen gegeben werden, Steine zum Ausbau seines göttlichen Reichs werden. Helfen Sie ein monumentum aere perennius aufzurichten.

So staltre denn hinaus, mein leicht beschwingter Bote, in alle Welt und erzähle den wohlhabenden Brüdern und Schwestern von der Noth der Diaspora. Nicht möge dir, unbeachtet, unge- und unerhört, werden ein stilles Grab in dem allumfassenden Orkus des bisweilen Lebenswerthes in sich bergenden Papierkorbes. Wenn aber, bewegt durch dein Wort, ein Herz betet: „Nach End', o Herr, der Noth,“ eine Hand sich regt, um den Gefühlet der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit einen sichtbaren Ausdruck zu geben, wenn man dankend sich freut der



großen Schätze des Evangeliums, deren man in großen schönen Gotteshäusern ungestört genießen darf, wenn das Band evangelischer Liebe sich fester schlingt um alle Glieder unserer Kirche, um die reichen und die armen, vereinsamten, dann hast du, lieber Bote, deine Mission erfüllt. Mögest Du weiter offene Thüren, offene Herzen und offene Hände finden, damit das erstrebte hehre Ziel, dem wir durch Deine Vorgänger bedeutend näher gekommen sind, endlich erreicht wird. Gott mit dir!

Im Namen der Diasporagemeinde Grünthal mit evangelischem Brudergruß

Ihr im Herrn verbundener ergebenster

Mühlradt, Prediger.

Daß die kirchliche Noth der vorläufig noch zum größten Theile zu dem hiesigen Kirchspiele gehörigen Vikariats = Gemeinde Grünthal eine sehr große ist, insbesondere der Bau einer Kirche und eines Pfarrhauses, sowie die sofortige Anschaffung einer Orgel für dortige kirchliche Zwecke unumgänglich nothwendig sind, bestätigt mit der dringenden Bitte um brüderliche Hilfe

Rohwalt, Pfarrer.

Neu-Baleschen, den 30. Oktober 1898.

L. S.

Daß der kirchliche Nothstand in der aus Theilen der Parochien Neu-Baleschen und Bordzichow errichteten Vikariats = Gemeinde Grünthal ein überaus drückender ist und der baldigen Abhilfe bedarf, bestätigt

Beyer, Pfarrer.

Bordzichow, im November 1898.

L. S.

Vorstehenden Bitttruf empfehle ich aufs wärmste zur wohlwollendsten Berücksichtigung. Wenn irgendwo, so thut hier schleunigste Hilfe noth.

Dreyer, Superintendent.

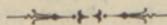
Pr. Stargard, den 2. Dezember 1898.

Vorstehendes Bittgesuch der überaus hilfsbedürftigen Diasporagemeinde Grünthal wird der evangelischen Bruderliebe auf das dringendste empfohlen.

Danzig, den 25. November 1898.

Der Vorsitzende d. Westpr. Hauptvereins d. Gustav-Adolf-Stiftung.

D. Döblin, Generalsuperintendent.



Vision.

I.

Was schallt dort von der Schule her mit dumpfem Klang?
Die zerbroch'ne Glocke ist's, sie ruft die Gass' entlang
Und ladet die Gemeinde ein zum Dienst des Herrn;
Sie hört der Glocke Mahnungsruf und folgt ihm gern.

II.

Mit Andacht lauscht sie Gottes Wort
Nimmt's auf in der Seele heiligem Port,
Bewahrt's dort fein und schließt's fest ein
In des Herzens stillem Kämmerlein.

III.

Doch ein Besucher müde bei sich kehret ein;
Beim Gesang ein Bild er schaut so wunderfein:
Am Geist sieht er sich zu den weiten Hallen
Einer großen Kirch' mit vielen Frommen wallen.

IV.

Er hört der Orgel brausenden Ton,
Ihm ist's, als wär' er jekoh schon
In Gottes weitem Himmelsaal,
Wo Englein singen sonder Zahl.

V.

Ein Himmelsbote mild zu ihm sich neigt,
Nach oben kräftend mit der Hand er zeigt:
„Verzage nicht, bald wird's durch Gott auch sein
Bei Euch wie hier, er ist auch Vater Dein.“

VI.

Die sich're Rettung kommt, sei nur nicht bang,
Die Brüder helfen, nicht mehr dauert's lang,
Eine Kirche wirst Du schaun bald in der Haiden,
Daran Dein Aug' und Herze sich kann weiden.

VII.

Wie Gustav Adolf, den einst Gott gesandt
Von Norden her dem deutschen Vaterland,
Den Glauben errettet, so auch der Verein,
Der von dem Helden führet den Namen sein.“

VIII.

Das lieblich' Bild verschwind't, der Träumer erwacht,
Verschwunden ist des Zweifels düst're Nacht,
Daß er noch mal im hehren Gotteshaus
Wird geh'n zur Seele Stärkung ein und aus.



Nachtrag.

Denjenigen, die in mehreren an mich gerichteten Schreiben den Vorschlag machen, daß die Gemeindeglieder, da ein Kampf mit den in dem Bittgesuche geschilderten widrigen Verhältnissen erfolglos zu sein scheint, gut thun würden, wenn sie diese unwirthlichen Gefilde verließen und sich wo anders ansiedelten, und welche in dieser Meinung sogar an mich die Aufforderung richten, auf eine Auswanderung der Gemeinde bei den staatlichen Behörden hinzuwirken, sei die kurze ergebenste Antwort, daß, wenn die kirchlichen und die anderen Verhältnisse in hiesiger Gegend auch zur Zeit noch traurige sind, eine Besserung derselben durchaus nicht ausgeschlossen ist, wie sie auch schon in mancher Beziehung vor sich zu gehen scheint, daß es ferner meine Pflicht ist, die Liebe zur Heimath, die durchaus nicht aller Reize entbehrt, zu befestigen und der Verminderung der Seelenzahl meiner Gemeinde mit allen Kräften entgegenzutreten, damit nicht dieser Theil der Tuchler Haide eine willkommene Beute des Katholicismus und des Polonismus wird. Es handelt sich hier um eine wichtige Vorpostenstellung, die auf alle Fälle erhalten werden muß. Der Forstfiskus würde niemals das ganze Land zur Aufforstung ankaufen, da es in seinem eigenen Interesse liegt, eine hinreichende Zahl von Walдарbeitern zur Verfügung zu haben.

Es wird herzlichst gebeten, mir gütigst die Adressen von Bekannten, an welche eine Versendung von Bittgesuchen nicht ohne Erfolg sein dürfte, mitzutheilen, oder, was noch besser wäre, dieselbe selbst freundlich zu übernehmen. Ich würde dann gern die gewünschte Anzahl dieser Bittbüchlein postfertig zur Verfügung stellen.

Mühlradt, Prediger.



„Laßt uns Gutes thun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aukören.“ Gal. 6, 9.